



Routenplaner zur Macht

Wer in der Berliner Politik aufsteigen will, muss die Gesetze der **politischen Karriere** schnell lernen. Dabei hilft es, die klassischen Wege zu kennen – und sie nicht allzu genau zu nehmen.

TEXT JAN GULDNER



Voller wird's nicht
Der Weg in den Bundestag führt Kristina Jeromin über diverse Stationen, darunter viele spärlich besetzte Turnhallen

Das Bier muss kalt sein, das ist eine der ersten Regeln des Wahlkampfes, die Kristina Jeromin gelernt hat. Also trägt sie die Kiste Bitburger alkoholfrei durch eine kleine Turnhalle im hessischen Hohenstein, vorbei an blauen Schaumstoffmatten in einen Kühlschrank im Nebenraum, ehe ihr erster Abend auf dem Weg in den Bundestag beginnt. Immerhin 30 potenzielle Wähler erscheinen, keine schlechte Zahl, findet Jeromin, so jung, wie der Wahlkampf und so kurz wie ihre Erfahrung auf diesem Parkett ist. Die Entscheidung für die Kandidatur war eine spontane. „Mein Ziel war nie eine Karriere in der Politik“, sagt sie.

Erst im vergangenen September beschloss die 39-Jährige, ihre Position als oberste Nachhaltigkeitsmanagerin der Deutschen Börse nach 13 Jahren im Unternehmen aufzugeben, um in die Politik zu gehen. Im Januar wurde sie auf den elften Platz der Landesliste der Grünen gewählt. Keine schlechte Position, wenn die Grünen ihr aktuelles Zustimmungsniveau von knapp 20 Prozent halten, würde es wohl für einen Platz im Bundestag reichen. Davor aber steht der Gang durch Hessens Turnhallen, Schützenhallen, Kongresshallen.

Quereinsteiger sind Außenseiter

In der deutschen Spitzenpolitik ist Kristina Jeromin, erst seit 2018 Mitglied der Grünen, eine Ausnahme. Menschen, die in Wirtschaft oder Wissenschaft Verantwortung getragen, die Lebens- und Berufserfahrung auch außerhalb von Parteien gesammelt haben, sind dort selten vertreten. Der Großteil derer, die es in die Berufspolitik schaffen, hat sich Jahre und Jahrzehnte darauf vorbereitet, ehrenamtlich in Parteien gearbeitet und sich in Orts- oder Gemeinderäten engagiert – also das hinter sich gebracht, was Politiker mal mit Stolz, mal eher erschöpft Ochsentour nennen. In Studien der Politikwissenschaftlerin Stefanie Bailer von der Universität Basel hat sich das Party Animal, frei übersetzt: der Parteisoldat, folgerichtig als die größte Gruppe der Bundestagsabgeordneten erwiesen (siehe Kasten Seite 92). In begrenztem Umfang suchen die Organisationen aber auch nach frischen Gesichtern. Diese Kandidaten würden „von der Partei ausgeguckt, weil sie Ressourcen mitbringen, die für sie wichtig sind“, sagt Jens Borchert, Politologe an der Uni Frankfurt.

Die Chancen für eine Karriere in der Politik stehen nach Ansicht des Wissenschaftlers derzeit gar nicht schlecht: „Die Parteien sind personell so ausgezehrt.“ Sei-

ne Partei könne man durchaus strategisch aussuchen: Ein Blick auf die Umfragen lohne immer, mehr Stimmen bringen schließlich mehr Mandate. Zudem hätten es weibliche Mitglieder in Parteien mit Frauenquote leichter, sich durchzusetzen. Einige Parteien fördern explizit einzelne Gruppen, so wolle die SPD derzeit den Anteil von Genossen mit Zuwanderungsgeschichte erhöhen. Zwiespältig sieht Borchert das Engagement in neuen Parteien. Dort steige man zwar schnell auf, allerdings können sie, wie einst die Piratenpartei, auch schnell wieder verschwinden. Oder ändern wie die AfD so oft die Richtung, bis sich die Mitglieder der ersten Stunde darin nicht mehr wiederfinden.

Die Wahl des Parteibuchs aber ist nur der erste, einfachste Schritt. Wie aber wird man „ausgeguckt“? Am besten schon, bevor es mit der Parteikarriere überhaupt losgeht,

10

Prozent aller Bundestagsabgeordneten waren im Durchschnitt der letzten zwei Jahrzehnte **Quereinsteiger**, die vor dem Mandat weder parteinahe Funktionen noch Ämter innehatten

das lässt sich aus Kristina Jeromins Werdegang lernen. Durch ihre Position bei der Deutschen Börse tritt sie regelmäßig bei Konferenzen oder Podiumsdiskussionen für ein nachhaltigeres Finanzsystem und traf dort häufig auf Umweltpolitiker. So entstanden nach und nach Verbindungen. Sie beriet im Sustainable Finance Beirat die Bundesregierung. „Ich habe immer den Anschluss an den politischen Diskurs gesucht“, sagt Jeromin, die irgendwann konkret gefragt wurde, ob sie nicht Grünen-Mitglied werden wolle, Karriereaussicht inklusive.

Solche plötzlichen Aufstiege mögen attraktiv sein, verlässlich planen lassen sie sich nicht. Das sieht auch Gyde Jensen so. „In der Politik voranzukommen hat nicht immer nur etwas mit eigener Leistung zu tun, es gehört auch Glück dazu“, sagt sie. Ein Satz, der aus dem Mund einer FDP-Politikerin ungewohnt klingt. Aber die 32-Jährige aus Schleswig-Holstein weiß, wovon sie spricht. Sie war 2017 nur auf Platz vier der Landesliste gelandet, das Ergebnis der FDP bei der Bundestagswahl reichte nur für drei ▶

Wie geht's nach Berlin?

Die Politologin Stefanie Bailer hat die Lebensläufe von 1450 Bundestagsabgeordneten untersucht und dabei sechs Karrieretypen erkannt.

Party Animals

Sie stellen mit rund 28 Prozent den größten Teil der Abgeordneten. Man kann sie als Karrieristen oder Überzeugungstäter sehen, die schon früh in die Partei eintreten, ein großes Netzwerk aufbauen und vor dem 40. Geburtstag in Berlin ankommen.

Lokalhelden

Sie haben eine Karriere in der Kommunalpolitik hinter sich, gelten als wählernah und setzen sich für lokale Belange ein – zur Not auch gegen die Parteilinie. In der Studie stellten sie fast 20 Prozent der Abgeordneten.

Spätzügler

Sie sind zwar von Jugend an partei-gebunden, werden aber erst später politisch aktiv. Ihnen fehlt oft die lokale Verwurzelung in der Partei. Dennoch zählen rund 19 Prozent der Abgeordneten zu ihnen.

Überflieger

Sie haben vor dem Mandat wenig Parteierfahrung, kommen aus dem öffentlichen Dienst oder Stiftungen, stehen also der Politik nahe. Daher kennen sie die Abläufe und die richtigen Leute – und bringen es auf einen Anteil von 14 Prozent im Bundestag.

Landesvertreter

Sie haben in Landesparlamenten politische Erfahrungen gesammelt – und sich für Höheres qualifiziert. Typischerweise gehören sie zu den älteren Abgeordneten, von denen sie knapp zehn Prozent ausmachen.

Karrierewechsler

Im Durchschnitt sind sie die ältesten Abgeordneten, denn sie entdecken erst nach einer Karriere außerhalb der Politik ihr Interesse dafür. Sie stellen ebenfalls zehn Prozent der MdBs, haben kleinere Netzwerke – und seltener Parteifunktionen inne.

Mandate aus Schleswig-Holstein. Dann wurde der vor ihr platzierte Bernd Buchholz Wirtschaftsminister in der Landesregierung – und Jensen zog nach Berlin.

Noch mal will sie sich nicht aufs Glück verlassen, an ihrer Wiederwahl arbeitet sie hartnäckig. „Man investiert viel Zeit“, sagt Jensen, „Politik kennt keine Wochenenden.“ Sie machte sich etwa als Vorsitzende des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe einen Namen, den Lohn fuhr sie bei der Nominierung für die Landesliste ein: Dort steht sie in diesem Jahr gleich hinter Wolfgang Kubicki auf Platz zwei.

Jugendliche Hausmacht

Wo Jensen schon angekommen ist, will Jessica Rosenthal in diesem Jahr endlich hin. Sie checkt täglich ihre Chancen auf den Bundestag über eine Mandatsrechner-Webseite. Ihre Ochsentour würde damit ein erstes Etappenziel erreichen, neun Jahre nach dem Start. 2012 fing sie an zu studieren, trat in Bonn in die SPD ein und engagierte sich bei der Jugendorganisation der Partei, den Jusos. „Politik ist für mich keine Karriere, sondern der Ausdruck von Veränderungswillen“, sagt Rosenthal. Mit dieser Haltung hat die 28-Jährige, die als Lehrerin arbeitet, einen Schritt nach dem anderen genommen, ist heute Bundesvorsitzende der Jusos, Co-Vorsitzende der Bonner SPD und Spitzenkandidatin im Wahlkreis.

Wie weit es noch gehen könnte, zeigt die Karriere von Rosenthals Vorgänger bei den Jusos, Kevin Kühnert, heute im Vorstand der Bundespartei. „Wer schon jung eine politische Karriere macht, tut das in aller Regel über die Nachwuchsorganisationen der Parteien“, sagt Michael Edinger, Politikwissenschaftler an der Universität Jena. „Kandidaten finden dort oft Unterstützung und eine Art Hausmacht.“

Empathie und Diplomatie

Davon hat Jessica Rosenthal profitiert. In ihrem Bonner Wahlkreis war über Jahre der prominente Datenschutzpolitiker Ulrich Kelber angetreten, doch seit einiger Zeit war klar, dass er sich zurückziehen würde. Als Lokalgröße war Rosenthal seine logische Nachfolgerin, hart waren die Auseinandersetzungen dennoch. „Das war eine sehr konfliktreiche Zeit, ich bin nicht jeden Abend seelenruhig eingeschlafen“, sagt Rosenthal heute. In zwei Dutzend Konferenzen warb sie um Zuspriech. Dass sie den gewinnen konnte, lag auch an der Unterstützung durch die Parteijugend. Die trommelte zudem für einen guten Listenplatz, dort steht Rosenthal im großen Landesverband Nordrhein-

Westfalen nun auf Platz 20, drei Plätze vor Karl Lauterbach.

Eine solche Machtbasis fehlt Kristina Jeromin – noch. „Ich möchte möglichst schnell das parteiinterne Netzwerk aufbauen, das ich noch nicht habe“, sagt sie. Sie versucht es mit Empathie und Diplomatie, bewährten Tugenden aus ihrem vorherigen Beruf, wo sie Botschafterin für ein Thema war, ohne eigene Entscheidungsmacht. Bevor sie ihre Bewerbung bekannt gab, informierte sie gezielt andere Kandidaten in der Partei und die Kreisverbände. Ihre Botschaft: „Ich bin die Neue, und es ist mir wichtig zu zeigen, dass ich offen für Austausch und Zusammenarbeit bin.“ Jeromins Turnhallen-Auftritt ist deshalb auch ein nachträgliches Werben um das Vertrauen, das ihr die Partei bereits ausgesprochen hat. Viele der Gäste sind Grünen-Mitglieder, ein- einhalb Stunden lang beantwortet sie ihre Fragen zur Schuldenbremse, zu nachhaltiger Landwirtschaft, sogar zur Kernfusion. Weitere 30 Auftritte sollen folgen.

Unterstützung hat sie dabei auch von außen. Sie wird gefördert von der Initiative BrandNewBundestag, die sich dem Ziel verschrieben hat, neue Ideen durch neue Kandidaten in die Politik zu bringen. Über Parteigrenzen hinweg unterstützt sie Politiker,



Tilman Kubans CDU-Beitritt ist 16 Jahre her, jetzt kandidiert er erstmals für den Bundestag



Jessica Rosenthal ist Bundesvorsitzende der Jusos und SPD-Bundestagskandidatin in Bonn

mit sozial-ökologischen Ideen. Max Oehl, Gründer der Initiative, will Menschen helfen, „die einen unverstellten Blick auf Parteistrukturen einbringen“. Deshalb helfen er und seine ehrenamtlichen Mitstreiter, wo sie können. Für ihre Kandidaten wie Armand Zorn von der SPD, die parteilose Kandidatin Lu Yen Roloff oder Kristina Jeromin entwickeln sie Wahlkampfstrategien mit, gestalten Auftritte in den sozialen Medien oder organisieren Rhetorikschulungen.

Für Seiteneinsteiger ist diese Hilfe dringend nötig. Denn um ihre Nominierung auch in ein Mandat zu verwandeln, fehlt ihnen etwas, das sich nicht so leicht im Schnellverfahren lernen lässt: das Wissen, wie Politik in der Praxis funktioniert. Tilman Kuban hat dieses Wissen wie seine SPD-Kontrahentin Rosenthal auf seiner fast prototypischen Ochsentour als CDU-Stadtrat und Kreisverbands- und Landesvorsitzender der Jungen Union aufgesogen. Er sitzt im Rat der Stadt Barsinghausen bei Hannover, leitet die Junge Union als Bundesvorstand. Seit 16 Jahren ist er Parteimitglied, jetzt kandidiert er für den Bundestag.

Entscheidende Kniffe

Politik ist für ihn etwas, das man lernen muss. Besonders ein Job habe ihn geprägt. Kein hohes Amt, sondern seine Zeit als studentischer Mitarbeiter beim damaligen Europaabgeordneten Burkhard Balz, der heute im Vorstand der Bundesbank sitzt. Kuban fuhr Balz zu Terminen, schoss Fotos für die sozialen Medien. Und prägte sich etwa die Art ein, wie Balz auf Bürger zugeht oder wie er bei wichtigen Telefonaten im Auto seine Position vertrat. „Jeden Tag lernt man etwas dazu, ich konnte immer nachfragen: Warum hast du das so gemacht und nicht anders?“, sagt Kuban.

Diese „parteinahen Berufe“, etwa als Mitarbeiter von Abgeordneten, sieht auch die Baseler Politologin Stefanie Bailer als eine immer wichtigere Station auf dem Weg in die Berufspolitik. „Dort lernt man die entscheidenden Kniffe und Netzwerke kennen.“ In ihrer Untersuchung hatten 15 Prozent der Bundestagsabgeordneten eine solche Station in der Partei im Lebenslauf.

Kristina Jeromin fehlen diese Erfahrungen. Auch eine, die sich auf den meisten Ochsentouren irgendwann unterwegs mal einstellt: die des Scheiterns. Darüber will sie nicht nachdenken. „Das nimmt den Enthusiasmus“, sagt sie. Und den braucht sie momentan. Etwa, um bei einem Ortstermin im hessischen Nirgendwo das warme Bier zu bemerken. Und dann eine weitere Lektion zu lernen: Eine halbe Stunde in der Kühlung reicht nicht aus. ■

Vorfahrt den Ellbogen-Schonern

KOLUMNE REINHARD SPRENGER



Freundlichkeit gegenüber Kollegen mag keine Erfolgsgarantie sein. Aber sie schadet auch nicht – und macht das Karrieremachen angenehmer.

Welche Eigenschaft zeichnet eine gute Führungskraft aus? Unzählige Male wurde diese Frage gestellt. Auch mir. Meine Antwort hat seit jeher Schwierigkeiten mit dem Adjektiv „gut“: Ich bevorzuge „erfolgreich“. Außerdem ist der Unterschied zwischen Führung und Management zu beachten: Führung ist Haltung, Management ist Handwerk. Wenn ich jedoch den Kern der Führung als Menschenführung herauschäle, wenn es darum geht, Herz und Hand anderer zu erreichen, dann ist es genau eine Eigenschaft, die fundamental und unersetzlich ist: Freundlichkeit! Der britische Essayist John Cowper Powys hat die Freundlichkeit sogar weit über die Liebe gestellt und zur alleinigen ethischen Forderung erkoren. Zur alleinigen! Freundlichkeit – das mag manchen überraschen. Weitverbreitet ist die Auffassung, dass nur ausgefahrene Ellenbogen es nach oben schaffen. Nettsein und Chefsein gehe nicht zusammen, man dürfe im Unternehmen zwar Kollegen haben, aber keine Freunde. Die Forschung sagt etwas anderes: Wer wenig Güte zeigt, wer nicht großzügig ist, wer grundsätzlich misstraut, der verbaut sich den Aufstieg. Menschen mit zynischen Ansichten bringen es nicht sehr weit. Das gilt länderübergreifend.

Nun, können wir das operativer formulieren? Setzen Sie das schlichte Wort „Freundlichkeit“, das jeder versteht und gar nichts Wundersames an sich hat, an die Stelle der „Kommunikation“! Dann werden Sie sich mitfreuen mit dem Erfolg des anderen, dies auch körpersprachlich zeigen, eine wohlwollende Beachtung. Sie werden Gespräche flechten – großzügig in der Zustimmung, zurückhaltend im Widerspruch, eine Form aktiver Gastfreundschaft. Eine Gastfreundschaft, die sich gefällt in unbedingter Zuwendung, grundsätzlich und gegenüber jedem Menschen – egal, ob das Ihre Aufsichtsratsvorsitzende ist oder die Servicekraft in der Betriebskantine. Auch in kritischen Augenblicken, auch bei der Konfrontation von Minderleistung. Unbedingte Aufmerksamkeit, die liebenswürdig ist, klug, nicht moralisch, weil ihr durch Herzlichkeit zufließt, was sich andere durch die Verbreitung von Furcht und Schrecken mühsam holen müssen. Was auch für Sie selbst in einem egoistischen Sinne klug ist, weil es die Freude am eigenen Leben verstärkt. So wie es ein guter Gastgeber tut.

Das alles heißt nicht, dass Freundlichkeit eine Garantie für Erfolg ist. Unfreundlichen, technokratischen Führungskräften aus der Abteilung Sozialallergie ist der Erfolg jedoch ebenso wenig garantiert. Der Unterschied liegt im Sympathiewert. Das bringt uns in die Situation zu entscheiden, wie wir leben wollen. Wir können uns entscheiden, Freundlichkeit zu anderen Menschen zu entwickeln – wenn auch aus keinem anderen Grunde als aus dem, dass auch wir von anderen Menschen freundlich behandelt werden wollen. ■

REINHARD SPRENGER

ist promovierter Philosoph, hat einst sein Handwerk bei dem amerikanischen Technologiekonzern 3M gelernt und ist heute einer der renommiertesten Managementberater des Landes.